

gut, hat daran sein Glücklich- oder Unglücklichsein. Neues Leben entsteht daraus im typischen Wechsel der Generationen, wird angenommen oder, auf verschiedene Weise, verworfen. Und wieder, die Beziehungen der Kinder zu den Eltern lockern sich im Aufwachsen, formen sich um oder reißen, verwickeln sich unheilvoll, glätten sich oder nicht, bleiben lose oder festigen sich wieder. Der alte Mensch wächst aus den Verbindungen seines Lebens heraus oder wird herausgedrängt, herausgerissen, klammert sich an oder geht leicht weg. Er muß die Hiob-Erfahrung machen: „Nackt bin ich aus dem Leib meiner Mutter gefahren, nackt kehre ich wieder dahin“ (Hiob 1, 21). Kann ein Mensch diesen Weg, der auf die letzte Einsamkeit im Sterben zuführt, annehmen, und macht diese Erfahrung ihn freier, gelassener oder macht sie ihn bitter? Führt sie ihn zum Austasten der Grenzen des eigenen Lebens und zum Erleben der vollen Lebensgestalt, die einmalig und kostbar ist, nach C. G. Jung zur Individuation also, oder läßt sie ihn an Bruchstellen sich wundreißen?

Fähigkeit zur Versöhnung

Die Antwort wird im Verlauf der individuellen Lebensgeschichten vorbereitet. Sich zu versöhnen wird von Kind an gelernt und über die Lebensalter weg neu, besser geübt – oder abgewiesen. (Früher nannte man das Unnachgiebige, Starre gern „Charakter“ – ein Mißverständnis!) Viele lernen langsam, brauchen Zeit, auch Schicksalsschläge, um sich neu zu orientieren oder weicher zu werden. Zur Versöhnung bereit sein ist zwischen Eltern und Söhnen oder Töchtern, die sich gegenseitig so viel zu verzeihen haben, notwendig, wenn das Miteinanderleben nicht verhärten und erstarren soll. Es ist unerlässlich, wenn das Leben weiterwachsen, ganz und heil werden soll. Der Gedanke der Versöhnung hat einen unübersehbaren Überhang zum Leben mit dem unnennbaren Geheimnis. Nicht umsonst betont Paulus diese unendliche Aufgabe: „Laßt euch versöhnen mit Gott . . .“ (2 Kor 5, 18–20).

Kann ein Mensch in dieser letzten und entscheidenden Aufgabe seines Lebens, sich zu versöhnen, Hilfe finden? Gewiß muß jeder Mensch in das eigene Leben sich einfühlen

und hineindenken, spüren, wo noch Ungelöstes verborgen ist und selber die notwendigen Schritte tun. Gewiß will niemand gedrängt und getrieben werden, auch nicht mit „frommen“ Argumenten. Aber fast alle haben es nötig, jemandem von dem Unversöhnten zu erzählen, auch klagen zu können. Im Hin und Her des Gesprächs, das seine Zeit braucht, im langen Hören und sparsamen Reden wird sich manches lösen. Im Hin und Her des Gesprächs haben die großen Versöhnungsgeschichten der Überlieferung, gerade auch der christlichen und biblischen, ihren Ort.

Hans-Eckehard Bahr

Zunehmende Verlassenheit – Wiedereinwurzelungen

Bahr stellt einer zufriedenen, in gelungener Beziehung lebenden Familie auf Kreta die in zunehmender Einsamkeit lebenden Menschen in unserer Wohlstandsgesellschaft gegenüber und macht sich auf die Suche nach Wegen, die aus der Vereinsamung herausführen können. red

1. Arme Reiche

Kreta, Südküste

Neun Kilometer oberhalb von Agia Galini mündet die Bergstraße auf den Dorfplatz von Melambes. Neun Kilometer, die uns aus dem weißblau schimmernden Touristenzentrum unten am Meer in die Dritte Welt versetzen. Eine Stille, die hinhorchen läßt. Auf das schnelle Trippeln des Maulesels, auf Taubengurren, Hühnergackern und auf die Koselaute der Frau drüben, die ein Kind tätschelt.

Die Alte winkt uns heran. Ich sehe beim Näherkommen in ein waches Gesicht, früh gealtert, gefurcht, den Blick gebannt auf die weißen Seidenblusen der Frauen unserer Reisegruppe gerichtet. Ihre Augen hängen an der glatten Haut, am gepflegten offenen

Haar derer aus Deutschland. Kalla, sagt sie, Kalla. Für sie, die von Körperarbeit Gebeugte, ist es die Lebensweise der reichen Industriegesellschaft, die das erzeugt: die wehenden Haare, den leichten Schritt, den Teint.

Am Abend in der Dorfgaststube. Fischessen. Gebannt beobachte ich die Handgriffe des Wirtes, das Treiben in der engen Küche. Da ist sie wieder, die Frau von vorhin. Meine Frau, lacht der Wirt. Der Mann, die Frau, die zwei Kinder, alle geschäftig beim Zubereiten von Brot, Salattellern, Beilagen. In der Ecke die Oma, schlafend, den Kopf auf dem Seitentisch. Ihr Mann Tomaten schneidend, flink, die ganze Familie mit seinen Späßen unterhaltend.

Fasziniert sehe ich diese Szene backofenwarmer Wohligkeit. Niemand von denen da in der Küche scheint einsam. Alle sind sie verbunden. Mit den Dingen, den Speisen, untereinander.

Wir aber, die Reisegruppe, eine zusammengewürfelte Schar von einzelnen, durch nichts verbunden als durch den Wunsch nach Sonne, nach südlicher Lebensart. Arme Reiche.

Einkaufszentrum, westdeutsche City

Der Gang ins neueröffnete Einkaufszentrum einer westdeutschen Stadt wird von einem Zeitgenossen folgendermaßen beschrieben:

„Wo früher Kinder mit Fahrrädern spielten, schieben sich jetzt Betonklumpen vor: die städtische Kultur- und Kongreßfestung, flankiert vom Sakralklumpen des neuen Kirchen-Gemeinde-Zentrums und dem Parkhaus, eines vom anderen kaum zu unterscheiden. ‚Plaza‘ heißen die elektrisierenden Stichworte, ‚Center‘ und ‚Kommunikation‘, und keiner merkt, daß Kommunikation und menschliche Lebensqualität hier vor allem verkauft werden in Gestalt von Fernsehern, Haarfestigern und Spraydosen.“

Die Leute leben hier in so schlimmen Verhältnissen, daß sie einem die Faust zeigen, um ihr Bedürfnis nach Freundlichkeit auszudrücken. Und wenn sie einen anschreien, dann meinen sie, daß man sich endlich um sie kümmern soll. Diese Sätze Peter Schneiders stehen mir vor Augen, wenn ich die Schilderung des Einkaufszentrums lese.

In zahllosen Untersuchungen ist in den letzten Jahren festgehalten worden¹: Die Zerstörung der Geborgenheit, der Tod der Gemütlichkeit wird nicht von außen, von irgendwelchen Feinden unserer Ordnung angeordnet. Es ist die von uns selbst vorangetriebene Dynamik des expansiven Wachstums, des technischen Fortschritts, die, einmal losgelassen, heute auf uns zurückschlägt. Wir sehen Stadtverwaltungen, in Sorge um die lebenswichtigen Gewerbesteuern, Autoschneisen dreispurig durch die Altstadt schlagen und die Bewohner, abgedrängt auf die Neubausiedlung, auf das Hochhaus am Stadtrand. Dort sitzen sie nun, in der neuen Heimat, ohne das eigene Gärtchen, durchs Fernsehen mit der Außenwelt verbunden, kaum mehr durch das Gespräch mit den Nachbarn.

Arm, aber glücklich?

Die Frau, der Mann, die zwei Kinder, die Großeltern in der kleinen kretischen Dorfküche. Jeder hilft dem anderen. Alle sind sie verbunden. Mit den Dingen, den Speisen, untereinander. Ist es zynisch, sich aufmerksam zu machen auf solche Lebensformen? Arm, aber glücklich – die Selbstentschuldigung der Kolonialherren – erliegen wir ihr erneut? Eine Flut von Büchern zeigt uns den anderen Alltag der Indianer, der Schwarzen, die alternativen Lebenserfahrungen der unterdrückten Völker. Ihre Armut, hervorgehoben durch eine jahrhundertelange Ausbeutungspolitik der reichen Völker, raubt Millionen von Menschen in der Dritten Welt nicht nur die elementarsten Mittel zur Produktion lebenswichtiger Güter. Die Armut entmenschlicht auch das Innere der Entrechteten. Sie zerstört das Vertrauen untereinander und führt zu Haß und Gewalt gegenüber den Unterdrückern.

Die Kraft zum Zusammenhalt untereinander haben diese Gruppen aber keineswegs eingebüßt. Im Gegenteil, sie scheinen tatsächlich menschenfreundlichere Fähigkeiten zur

¹ Vgl. zum Folgenden: H.-E. Bahr, *Alleinsein*. Ich hoffe auf das Leise, Stuttgart 1986; R. Gronemeyer/H.-E. Bahr (Hrsg.), *Nachbarschaft im Neubaublock*. Empirische Untersuchungen zur Gemeinwesenarbeit, theoretische Studien zur Wohnsituation, Weinheim 1977; H.-E. Bahr (Hrsg.), *Wissen, wofür man lebt. Jugendprotest – Aufbruch in eine veränderte Zukunft*, München 1982, 11ff.

solidarischen Nähe und zu einer fröhlichen Feier des Lebens entwickelt zu haben als wir. Zum ersten Mal müßten wir Bürger der reichen Gesellschaften unsere Aufmerksamkeit deshalb auf diese fremden religiösen und politischen Kulturen richten – nicht auf der Suche nach billigen Absatzmärkten, sondern aus dem aufrichtigen Interesse, ob sie uns lehren können zu überleben.

Was die Basisgemeinden und die politischen Oppositionskräfte Lateinamerikas, Südkoreas und Südafrikas vor allem von unserer Lebenserfahrung unterscheidet, sieht der brasilianische Theologe Leonardo Boff so: „Die Basisgemeinden der Armen, die an den Rand gedrängten Gruppen leiden an keiner Sinneskrise. Im Gegenteil: Sie finden Sinn im Kampf ums Leben und im Engagement für die historische Überwindung des Systems der bürgerlichen Moderne. Die große herrschende Gesellschaft der wohlhabenden Nationen“, folgert Boff, „wird langsam von innen her zerfressen. Hoffnung und Zuversicht entschwinden ihr.“² Was soll sie tun, nachdem sie ihre Revolution des Hungers beendet und ihre Bedürfnisse bis zum Überdruß befriedigt hat, fragt der lateinamerikanische Befreiungstheologe.

2. Was tun gegen Leere, Einsamkeit, Unzufriedenheit . . .

Nach mehrjährigem Aufenthalt in der Bundesrepublik Deutschland beobachtet Boff 1981 Erscheinungsformen einer neuartigen Krise: „Leere, Einsamkeit, Angst, Beklommenheit und ziellose Aggressivität, mit einem Wort: allgemeine Unzufriedenheit.“ Die Leere ergibt sich – so Boff – aus dem Gefühl, daß „wir wenig an Leben und Gesellschaft ändern können und daß eigentlich nichts mehr wichtig ist“. In der wachsenden Einsamkeit kommt zum Ausdruck, daß wir den Kontakt mit der Natur verloren haben, daß Freundschaft und Zärtlichkeit seltener werden.

In den Jahren, seit der international bekannt gewordene Boff uns 1981 den Spiegel vorgehalten hat, haben sich fundamentale Wandlungen gerade in unserem Land vollzogen. Gleichwohl kann nichts darüber hinwegtäu-

schen, daß wir einer Katastrophe zuzutreiben scheinen. Ich denke dabei nicht nur an die auch 1990 noch ins Riesenhafte gesteigerten militärischen Zerstörungsindustrien, nicht nur an die chemischen Gifte in unserer Luft, im Wasser und in unseren Speisen³. Ich sehe im Gefolge dieser Bedrohungen auch eine ganz andere, erst allmählich sichtbare *Gefährdung der inneren Natur*, die *zunehmende Verlassenheitserfahrung* vieler Menschen.

Das zerrissene Netz sozialer Beziehungen

Die großen Technosysteme zerreißen ja das Netz sozialer Beziehungen der Menschen. Sie werfen den einzelnen auf sich selbst zurück und treiben ihn so in den Konsum von Dingen, der ihn das Fehlen von menschlichen Beziehungen verschmerzen lassen soll. Die Technosysteme konzentrieren sich ganz auf wirtschaftliches Wachstum, und sie gehen davon aus, die Zufriedenheit der Bürger, der Frieden in unseren Städten, käme zustande vor allem durch Anteilhabe an den materiellen Reichtümern der Gesellschaft. Was die Verteidiger einer solchen Wachstumspolitik jedoch nicht sehen, ist zweierlei: Erstens, der Wunsch nach Zusammengehörigkeit und verlässlichen Beziehungen, nach öffentlicher Kommunikation, ist auf lange Sicht immer stärker als der Wunsch, mehr zu haben. Das Bedürfnis, anderen – als Mensch, mit seinen eigenen Fähigkeiten – etwas zu bedeuten, ist fundamentaler als der Drang, nur durch Dinge, Sachen und alle möglichen Anschaffungen bei anderen eine Rolle zu spielen.

Und das zweite, was zu denken gibt: Das Bedürfnis nach Nähe, der Wunsch, aktiv beteiligt zu sein, selbständig teilnehmen zu können an öffentlich-politischen Entscheidungsprozessen ebenso wie an privater Nachbarschaft, dieses Grundbedürfnis führt, wenn es nicht erfüllt wird, bei vielen Menschen zu klinisch kaum mehr faßbaren seelisch-körperlichen Leiden. Rückzug und Selbstaufgabe sind häufig die Folge. Melancholie in der zweiten Etage. Die Daten der Psychiatric-Enquete der Bundesregierung Deutschlands enthüllten schon im Herbst 1975 einen nahe-

² Vgl. L. Boff, *Zärtlichkeit und Kraft*. Franz von Assisi, mit den Augen der Armen gesehen, Düsseldorf 1983, 21. Die weiteren Zitate aus diesem Kapitel.

³ Vgl. dazu H.-E. Bahr, *Versöhnung und Widerstand, Religiöse und politische Spielregeln gewaltfreien Verhaltens*, München – Mainz 1983; *ders.*, *Franziskus in Gorleben, Frankfurt/M.* 1981.

zu katastrophalen sozial-medizinischen Befund: Elf Millionen Menschen, also jeder fünfte Bundesbürger, waren damals bereits in eine seelische Konfliktlage geraten und dringend hilfsbedürftig.

Schwere Unzufriedenheitslagen also im Inneren der Wohlstandssysteme und Ratlosigkeit auf den Rathäusern ebenso wie bei vielen Eltern und Lehrern. Frieden, wenn das zu tun hat mit unserem Wunsch, ganz zu sein, unzerstört, nicht mehr kaputt, dann werden viele in den nächsten Jahren in immer mehr Unfrieden geraten – und das meist ohne eigene Schuld.

Einsamkeit mitten unter Menschen

Eine Einsamkeitsangst breitet sich aus, die nicht durch das Alleinsein entsteht. Die einen – im Gegenteil – mitten unter Menschen befällt. Für-sich-sein-Können galt einmal als eine wohltuende Erfahrung, in der man zur inneren Ruhe findet. Wie kommt es, daß die Einsamkeit heute als so bedrohlich erlebt wird? Daß immer mehr Menschen vom Gefühl einer tiefen Ungeborgenheit bestimmt sind? Woher die diffusen Ängste, die depressive Selbstzärtlichkeit gerade bei denen, die uns gestern noch nicht schreckten mit ihrer inneren Öde?

„Was im Mittelalter die Seuchen waren, Pest, Cholera, Pocken, ist heute . . . die traurige Verstimmung, die Depression. Psychotherapeuten und Sozialpsychologen halten sie für die häufigste seelische Störung in den westlichen Industriegesellschaften. Die Weltgesundheitsorganisation schätzt, daß auf der ganzen Erde 150 Millionen an Depressionen leiden“ (Dörte von Westernhagen).

Das Wort Depression ist zum Sammelbegriff für Zustände geworden, deren tiefere Ursachen uns aber noch verborgen sind, die wir nicht wahrhaben wollen, weil wir fürchten, die Gegenkräfte nicht zu haben. Psychoanalytiker weisen hin auf Entsicherungsfurcht, auf rückwärtsgewandte Geborgenheitswünsche. In der Tat, nie zuvor bin ich unter jüngeren Menschen so häufig auf Empfindung einer seelischen Randlage gestoßen, auf Verlust von Tatkraft, Erlebnis- und Beziehungsunfähigkeit und auf Insensibilität für Leiden anderer. Das Gefühl, an lokalen Umweltzerstörungen, geschweige denn an weltpolitischen Unfriedensstrukturen letztlich nichts

ändern zu können, ist nicht gerade kleiner geworden.

Veränderung krankmachender Politik- und Technikstrukturen

Ich möchte festhalten: Was durch die äußeren politischen Umstände, durch die Strukturen zerstört wird, das kann auch nur dort, nämlich politisch, geheilt werden. Durch eine fundamentale Veränderung dieser krankmachenden Politik- und Technikstrukturen. Auf der anderen Seite gilt ebenso: Wer selber von der Krise betroffen ist, kann nicht warten, bis das große Ganze sich ins Menschenfreundliche verwandelt. Er muß sich selber helfen. Er steht vor der Frage: Wo gibt es heute Kräfte gegen die Isolation? Wo sind Menschen, Situationen, in denen das Rettende schon da ist? Auch das Reich Gottes – das weiß die religiöse Erfahrung – kann doch nur kommen, wenn es schon da ist.

Wie sind sie denn fertiggeworden mit der Einsamkeit, die großen Heiligen, unsere religiösen Vorbilder? Unsere Eltern und unsere Freunde?

Hier eine Antwort zu finden ist lebenswichtig für jeden einzelnen. Es ist ebenso notwendig für das politische Gemeinwesen. Denn nur wer für sich selber einsamkeitsfähig geworden ist, ist auch wahrnehmungsfähig für andere. Wer Lust zum eigenen Leben hat, ist auch imstande, Widerstand aufzubringen gegen die Banalität und gegen die Verkümmern des Lebens draußen. Er kann helfen beim Aufbau von Hoffnungen, von Bildern des gelungenen Lebens. Er wird dann zu einer Gegenstimme gegen die Mutlosigkeit. Er unterbricht für eine kleine Zeit die Gewalt. Könnte so eine Anti-Verlassenheitsarbeit auch der Kirchen aussehen? Ihre ethischen Appelle, die Aufforderungen zu partnerschaftlicherer Moral greifen heute offenbar weniger als in den letzten Jahren. Bedarf es in dieser Frage einer befreienden Erinnerung an tiefere Gegenkräfte in den Menschen? Wie sähe, neben der moral-orientierten Verkündigung eine identitäts-orientierte Sinn-Hoffnung aus?

Ich plädiere für eine solche Erinnerung an Gegenkräfte in der Gemeinde, an die „Heiligen“ vor Ort, bei uns selber. Eine Erinnerung, die Diakonie durch Lebenserfahrungen farbiger zu machen.